



„Die Äpfel kriegen Sonnenbrand“

Stand: 09:17 Uhr | Lesedauer: 7 Minuten



Von **Anna Shemyakova**
Redakteurin Nachrichten & Gesellschaft



Bei zu viel Hitze und Sonne bekommen die Äpfel Brandschäden

Quelle: Jörg Dornberger

Der Klimawandel verändert die heimischen Anbaubedingungen fundamental. In der Hitze und Dürre des vergangenen Sommers haben Bauern viele ihrer Erträge verloren, Äpfel verbrannten mitunter förmlich am Baum. Für die Zukunft könnte das bedeuten: Mehr Kichererbsen, weniger Kartoffeln.

Tonnen von Zwiebeln und Kartoffeln lagern normalerweise in Arvid Schmidt-Hecks Lager. Doch die Vorräte, die noch bis zum späten Frühling für den Verkauf in den größten Supermarktketten Deutschlands reichen müssten, waren bereits im März fast leer. Der Landwirt aus dem thüringischen Herbsleben erntete nach dem trockenen und heißen Sommer 2022 nur die Hälfte der Zwiebeln und ein Drittel weniger Kartoffeln als im Jahr zuvor.

Es war der wärmste Sommer in Europa seit Beginn der Wetteraufzeichnungen. In Deutschland verzeichnete man Höchsttemperaturen von über 40 Grad

(/regionales/hamburg/article240023599/DWD-korrigiert-Hitzerekord-vom-

Mittwoch.html). Viele Obst- und Gemüsebauern litten unter den extremen Bedingungen. Die Gemüseernte schrumpfte im Vergleich zum Vorjahr um zwölf Prozent, besonders Sorten wie Kohl oder Mais, die viel Wasser und Nährstoffe brauchen, machten Dürre und Hitze zu schaffen. In Baden-Württemberg brach die Weißkohlernte um 24 Prozent ein, in Thüringen erntete man 58 Prozent weniger Zwiebeln und ein Drittel weniger Blumenkohl.

„Sowas habe ich in meinen 38 Jahren als Obstbauer noch nie erlebt“

Probleme gab es auch im Obstanbau, besonders in den östlichen Bundesländern mit vergleichsweise wenig Niederschlägen. Jörg Dornberger, 62 Jahre alt, führt den Betrieb Fahner Obst (<https://www.fahner-frucht.de/fahner/fahner-obst/index.php>) im thüringischen Gierstädt. Auf 1000 Hektar Land wachsen dort Äpfel, Pflaumen, Süß- und Sauerkirschen. Im vergangenen Jahr erntete Dornberger 40 Prozent weniger Äpfel – und mehr als die Hälfte davon seien für den Verkauf unbrauchbar gewesen. „Bei 35 Grad treten die ersten Schäden auf. Irgendwann kriegen die Äpfel Sonnenbrand. Und bei 40 Grad geben sie auf“, erklärt der Landwirt.

Im vergangenen Sommer habe es Tage mit 42 Grad gegeben. „Sowas habe ich in meinen 38 Jahren als Obstbauer noch nie erlebt“, sagt Dornberger. Durch die starke Sonneneinstrahlung färbt sich die Frucht braun – „sie verbrennt förmlich am Baum“. Zudem wächst der Apfel nicht mehr, wenn der Regen in den Hauptwachstumsmonaten Juli, August und September ausbleibt. Ab Ende Juni, erinnert sich Dornberger, habe es fast keinen Niederschlag mehr gegeben. Die Äpfel wurden deutlich kleiner als normalerweise, er musste sie zu einem niedrigeren Preis verkaufen. Und auch Kirschen gerieten aufgrund der Trockenheit zu klein und waren unverkäuflich.

Zudem kann Dornberger nicht ausreichend bewässern. „Wir haben etliche Brunnen, doch sie liefern wenig Wasser“, sagt er. Das Vorkommen könne er gerade noch so für die Süßkirschen nutzen. Für die restlichen Bäume reiche es nicht aus.

Böden in Deutschland zu trocken

Deutschland gehört zu den Ländern, die weltweit am meisten Wasser verlieren. 760 Millionen Tonnen sind es durchschnittlich pro Jahr, wie das Geoforschungszentrum Potsdam

in einer neuen Studie zeigt – das entspricht einem Drittel des Chiemsees. Und obwohl es Jahre mit höheren Niederschlägen gibt, so wie 2021, würden diese laut Forschern nicht reichen, um die Böden konstant zu sättigen. Bei starkem Regen auf trockenen Böden versickert das Wasser nämlich nicht, sondern bleibt in den oberen Bodenschichten und fließt dann ab. So können die Pflanzen in den trockenen Monaten nicht darauf zugreifen.

Auch in diesem Jahr habe es im Januar und Februar zu wenig geregnet, sagt Simone Graeff-Hönninger. Sie ist Professorin für Pflanzenbau an der Universität Hohenheim und erforscht, wie sich die Landwirtschaft an den Klimawandel anpassen kann. Die Bauern werden ihrer Meinung nach langfristig Wasser im Anbau sparen müssen. Ihr Rat ist, mit Mulchauflagen zu arbeiten, also den Boden mit Stroh oder Ernteresten zu bedecken. So verdunstet die Feuchtigkeit weniger schnell und die Böden heizen sich nicht so sehr auf. Dabei sei es wichtig, die Böden schonend zu bearbeiten, also nicht zu pflügen.

60 Grad Wärme in der Erde gemessen

Um den Ertrag zu retten, greift Landwirt Arwid Schmidt-Heck auf diese Methode zurück. Im thüringischen Herbsleben führt er den größten Kartoffel- und Zwiebelanbaubetrieb (<https://www.spargel-herbsleben.de/>) des Bundeslandes. Auf insgesamt 1600 Hektar wächst dort neben Kartoffeln und Zwiebeln noch Getreide und Spargel. Er erzählt, wie er vergangenes Jahr in der Sommerhitze ein Thermometer in die Erde gesteckt und 60 Grad gemessen habe. „Das ist wie gebacken. Alle Mikroorganismen sterben darin.“

Er begann, Zwischenfrüchte anzubauen, also Pflanzen, die vor der eigentlichen Nutzpflanze auf derselben Fläche gesät und geerntet werden. Die Erntereste davon ließ er liegen, um den Boden im Sommer abzukühlen. Und dennoch war es zu heiß. Zwar durfte er Wasser aus dem nahegelegenen Fluss zur Beregnung verwenden, doch auch das half den Pflanzen bei Temperaturen von über 35 Grad nur bedingt. „Sie sind nur noch im Selbsterhaltungs-Modus. Die zusätzliche Bewässerung wird dann nicht in Ertrag umgewandelt, sondern ins Überleben“, sagt Schmidt-Heck. Viele Zwiebeln verfehlten die vom Handel vorgeschriebene Minimalgröße, den Großteil musste der Landwirt für Salate verkaufen oder ins Ausland exportieren.

Kartoffeln verfaulen schneller

Die Hitze führte auch bei Kartoffeln zu Problemen. Üblicherweise werden sie nach der Herbsterte noch bis zum Frühling für den Verkauf gelagert. Durch die hohen Temperaturen vor der Ernte entwickeln sie jedoch zu viel Stärke und verfaulen anschließend schneller bei der Lagerung.

Im Jahr 1990 habe man in Thüringen noch Kartoffeln auf 25.000 Hektar angebaut, erinnert sich Schmidt-Heck. Heute seien es nur noch 2000 Hektar. „Und die Politik gibt den Rest dazu, dass die letzten auch noch aufhören“, kritisiert er. Das große Problem der Landwirte sind nicht nur die steigenden Temperaturen, sondern auch die strikten Regeln für Pflanzenschutzmittel. Deren Einsatz ist in Deutschland stark reglementiert. Importiert man jedoch Produkte aus dem Ausland, gelten nicht die deutschen Auflagen, sondern die des Exportlandes.

„Manchmal haben wir das Gefühl, dass die Politik will, dass die Bevölkerung aus dem Ausland ernährt wird“, sagt er. Wie problematisch das sein kann, sah er mit eigenen Augen. Im vergangenen Jahr nämlich besuchte er Farmen in Brasilien, „da wuchs kein Unkräutchen“, erinnert er sich. Die Landwirte dort benutzten Atrazin – ein Herbizid, das so schädlich ist, dass es in Deutschland bereits vor über 30 Jahren verboten wurde.

Da die Ernten immer kleiner ausfallen und die Auflagen für Pflanzenschutzmittel immer strenger werden, importiert Deutschland vermehrt aus der Türkei, Neuseeland, Afrika oder Südamerika. Den Selbstversorgungsgrad hierzulande schätzt Schmidt-Heck auf 20 bis 25 Prozent. Der Rest kommt aus dem Ausland – im Sommer und Herbst meist aus Italien und Spanien. Und das, obwohl die klimatischen Bedingungen in den südlichen Ländern noch prekärer sind. Flüsse seien dort teilweise bis auf ein Rinnsal zusammengeschrumpft. Und im Endeffekt, meint Schmidt-Heck, begeben man sich mit den Gemüseimporten in die gleiche Abhängigkeit wie beim russischen Gas: „Italien und Spanien werden in 10 oder 20 Jahren nämlich ein riesiges Problem haben, diese Mengen erzeugen zu können.“

Gibt es bald Kichererbsen aus Deutschland?

Die Hitze und Trockenheit wird auf lange Sicht zu einem globalen Problem werden. Doch Agrarforscherin Simone Graeff-Hönninger zeigt sich optimistisch. Noch könne man die Produktion umstellen, Landwirte seien neuen Technologien und Kulturarten gegenüber

offen. Eine Methode sei, früher zu säen und früher zu ernten. So können die Pflanzen ihre kritischen Entwicklungsphasen vor dem Eintreten der extremen Temperaturen abschließen.

Winterweizen und Raps können die Hitze und Dürre gänzlich umgehen. Die Samen sät man im Herbst aus, über den Winter bekommt die Pflanze genug Feuchtigkeit, reift im Frühjahr und wird im Juni oder Juli gedroschen. Außerdem bildet Winterweizen bis zu 1,50 Meter tiefe Wurzeln aus und kann so auf das Wasser zugreifen. „Obwohl es ab Ende Mai nicht mehr geregnet hat, hatten wir letztes Jahr eine sehr gute Getreideernte“, sagt Landwirt Schmidt-Heck.

Langfristig würden Bauern jedoch nicht umhinkommen, Kulturen anzubauen, die mit der Trockenheit umgehen können, sagt Wissenschaftlerin Graeff-Hoenninger. Sie denkt an Quinoa, Chia, Kichererbsen oder Sorghumhirse. Diese Kulturen sind besser an heiße und trockene Sommer angepasst.

Trotz aller Probleme sei Deutschland jedoch noch immer eine Gunstregion, sagt Landwirt Schmidt-Heck. Der Ertrag pro Hektar sei im internationalen Vergleich, zum Beispiel was Weizen angeht, viel höher.

Wie lange diese Bedingungen in Deutschland noch herrschen werden, kann man nicht voraussagen. Die immer unberechenbareren Wetterereignisse werden viele jedoch zum Umdenken zwingen. „Wir werden lernen müssen, mit der Klimaveränderung zu leben“, sagt Schmidt-Heck. „Und wer weiß, vielleicht haben wir hier in 50 Jahren Olivenbäume.“

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/244844968>